er des Jürgenbauern Knecht Jan mit Pferd und Wagen den Mühlenweg hinauffahren. In einer so eintönigen Stunde schien ihm selbst Jan, dessen geringe geistigen Kräfte in einem starken Mißverhältnis zu seinen körperlichen standen, eine willkommene Abwechslung zu sein. Und als nun des Müllers Blick von ungefähr auf jenen stattlichen Haufen von Feldsteinen fiel, die in den letzten Jahren auf seinem Acker aufgelesen worden waren, um nun dicht bei der Mühle nutzlose Rast zu halten, erheiterte sich sein Gemüt, weil es nahende Freude witterte.

Jan hatte keinen weiteren Auftrag, als drei Sack Korn abzuliefern und es gegen die gleiche Menge Mehls einzutauschen. Auch war ihm die Weisung gegeben worden, schnellstens wieder zurückzukehren. Und gerade schickte er sich an, dieser nachzukommen, als der Windmüller so nebenbei meinte: „Ja, du könntest dem Bauern eigentlich die Steine mitnehmen, um die er mich letztens anging. Hier hast du Säcke, füll die Steine ein und fahre sie ab. Ich gebrauche sie doch nicht."

Zwar machte Jan ein erstauntes Gesicht, konnte er sich doch nicht denken, wozu sein Bauer die Steine benötigte, von denen dieser selbst eine stattliche Anzahl am Feldrand liegen hatte. Da aber der Windmüller voller Ernst gesprochen hatte, machte sich Jan ans Werk, die Steine in die Säcke zu tun und diese dann mühselig auf den Wagen zu verladen. Der Windmüller aber versehlte nicht, das redliche Mühen Jans sorgsam zu beobachten. Hatte er diesen Streich doch nur darum ersonnen, um seiner Seele Mattigkeit etwas farbige Freude zu verleihen. Und das gelang ihm um so besser, als er sich den weiteren Verlauf seines Scherzes vorstellte und an das Donnerwetter dachte, das der Jürgenbauer über Jans Kopf hinwegrollen lassen würde, wenn dieser gehorsam die Steine ablieferte.

Doch wenn der Windmüller gedacht hatte, der Jürgenbauer würde böse Rede machen, sah er sich getäuscht. Denn dieser verlor kein Wort über den Streich und tat, als wäre ihm niemals eine Fuhre Steine auf den Hof gebracht worden.

Darüber verging fast ein Jahr, und es kam ein Sommertag, da schien es, als habe die Sonne die Kraft einer ganzen Woche zusammengetragen, um sie in wenigen Stunden zu verschwenden. Dem Windmüller, der sich einer stattlichen Leibesfülle rühmen konnte, waren solche Beweise der Liebe, welche die Sonne der Erde zukommen ließ, bei weitem nicht angenehm. Viel schlimmer noch war es, daß kein auch noch so zarter Windhauch um die Mühle ging. Deren Flügel standen so stille, als wären sie festgewachsen.

So konnte diesmal des Jürgenbauern Gespann, das von dessen Hütejungen geführt wurde, des Windmüllers Seele nicht erheitern. Waren es doch fünfzehn Sack Korn, die ihm da zugefahren wurden. Und was nützt einem Windmüller auch nur ein Sack Korn, wenn der Wind so müde ist, daß er selbst einen Grashalm nicht zu bewegen vermag! Des Müllers stille Unzufriedenheit brach in Groll aus, als er gezwungen wurde, die fünfzehn prall gefüllten Säcke selbst die Mühlenstiege hinaufzutragen, weil er diese Arbeit dem schwächlichen Jungen schwerlich zumuten konnte. Während dieser also pfeifend und einen Grashalm kauend am Wagen stand, schleppte der Windmüller schwitzend und keuchend sich und die fünfzehn Säcke in die Mühle. Und diese erschienen ihm so schwer, daß er dachte: „Die drückende Hitze macht selbst das Korn zu Blei!"

Dennoch dauert es keine Ewigkeit, fünfzehn Säcke in die Mühle zu tragen, und schon hatte er mit dem letzten die halbe Stiege erklettert, da hörte er hinter sich den Jungen rufen: „Ich sollt noch sagen, der Jürgenbauer dankt auch schön, daß Ihr ihm den ganzen Sand abgenommen habt!" Und heidi! zogen die Pferde an, indes der letzte Sack die Stiege hinabrollte und sich ein gewaltiges Wort aus dem Windmüller losrang. Der Windmüller konnte nun, wie schon so oft in seinem Leben, feststellen, daß es nicht leichter ist, gefüllte Säcke aus der Mühle hinauszutragen als in sie hinein, und daran änderte auch nichts, daß sie nicht mit Korn oder Mehl, sondern mit Sand gefüllt waren.

Er aber tat es wie der Jürgenbauer und schwieg sich täglich aus, was wohl für beide das klügste war, da es sonst lachende Dritte gegeben hätte.

Die Rettung

Skizze von Maria Wißmann

Es war eine bitterböse Zeit. Am besten hörte man nichts von dem, was draußen vor sich ging.

Die Frau des Bildhauers Houdon seufzte. Sie erkannte sich selbst nicht mehr, wenn sie zufällig in den Spiegel blickte. Wo war ihr Lachen geblieben, ihr herzhaft befreiendes Lachen, das ihr Gatte so sehr liebte, daß er sie lachend in Stein bildete, weniger ihrer Schönheit, als ihrem Geiste ein Denkmal setzend? Lag das erst zwei Jahre zurück? War damals das hohe Atelier nicht von den größten Geistern der Zeit besucht, von schönen Schauspielerinnen und geistreichen Kavalieren? Welchen Genuß hatte allein das Gespräch bereitet! Das schnelle Denken war zu einem Fest geworden!

Und heute ...

Die meisten Kavaliere lebten nicht mehr. Die Guillotine arbeitete sicher und schnell. Houdon lag im Gefängnis. Seine Frau wußte nichts Genaues von ihm. In den nächsten Tagen sollte über ihn verhandelt werden. Sie hatte keine Hoffnung. Er würde sich selbst ins Verderben reden. Er hatte die Freiheit ersehnt. Aber die sah anders aus als die Zuchtlosigkeit und Tyrannei eines verkommenen Pöbels. Er würde den Jakobinern seine Verachtung ins Gesicht schleudern.

Frau Houdon seufzte. Sie konnte nicht mehr weinen.

Schwere Schläge gegen die Tür schreckten sie aus ihren Gedanken. Der Untersuchungsausschuß! „Wir wollen das Atelier sehen. Führen Sie uns, Bürgerin!"

Bei jeder Büste mußte sie den Namen dessen nennen, den sie darstellte. Nicht eine Muskel in dem Gesicht der Schergen rührte sich.

Ihr Blick fiel auf eine Gruppe. Houdon hatte an ihr gearbeitet, als er verhaftet wurde.

„Was ist das?"

Frau Houdon erblaßte.

„Es sind zwei schöne Frauen, die miteinander sprechen", erklärte sie und mühte sich, ihre tiefe Beunruhigung zu verbergen. „Die Sitzende hält ein Buch auf dem Schoß, aus dem sie zu lesen scheint. Die Stehende blickt ebenfalls in das Buch und disputiert mit der anderen über eine Stelle der Schrift."

„Das sehen wir selbst", sagte der Führer unfreundlich. „Doch muß dieser Gruppe eine Idee zugrunde gelegen haben. Es ist kein bloßes Genrebild mit der Freude an einer natürlichen Darstellung. Die Personen sind idealisiert. Sie sollen Sinnbilder sein."

Tiefer erblaßte Frau Houdon. Der Auftrag zu der Gruppe war aus einer Kirche gekommen. Sie sollte den Glauben darstellen, der mit der Theologie disputiert. Die Wahrheit gestehen, hieß das Todesurteil des Gatten aussprechen.

„Nun, Bürgerin", begehrte argwöhnisch der Führer, „erklären Sie!"

„Erklären Sie!" Frau Houdons Herz begann freier zu schlagen. „Erklären Sie!" Das war Didier de la Tours' Redensart gewesen, des blonden Bretonen, den sie den Republikaner nannten. Die Erinnerung an ihn gab ihr das rechte Wort!

Sie änderte ihren Tonfall. „Es ist die letzte Arbeit meines Mannes, des Bürgers Houdon", sagte sie wie in stolzer Trauer. „Diejenige, die er am meisten liebte, an der er mit unsagbarer Hingebung gearbeitet hat und die er nun wohl nimmer wird fertigstellen können. Welch ein Verlust für die Menschheit!" — „Zur Sache, Bürgerin, erklären Sie!"

„Die stehende Frau", hub Frau Houdon mit feierlicher Stimme wieder an, „diese vollendet schöne Frau, in deren Antlitz der Glauben und die Gewißheit an eine hohe Zukunft liegt, ist — die Republik!"

Sie hielt inne, teils, um ihre Worte besser wirken zu lassen, teils, um darüber nachzudenken, was die zweite Frau darstellen sollte.

Ach, man hatte das schnelle Denken gelernt, damals, als es noch zum Feste ward! Ehe die Schergen aus ihrer andachtsvollen Bewunderung für das Standbild der Republik erwachten, fügte Frau Houdon feierlich hinzu: „Die sitzende Frau stellt die Verfassung dar."

Houdon war gerettet!

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 68 | **31. August 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
20)

Roman von Wolfgang Marken

„Ich meine ... um die höheren Ziele der Menschheit kümmern Sie sich wohl nicht? Haben Sie eine Ahnung ... was Kultur ... was wahrhafte Zivilisation bedeutet? Wissen Sie, daß die Engländer die Händler, die den Eingeborenenstämmen heimlich oder offen Waffen lieferten, aufgehängt haben, wenn sie die erwischten! Die einzige richtige Methode! Schade ... daß man es mit den großen Händlern nicht auch so machen kann!"

„Herr Geheimrat, ich muß doch wohl bitten ...!" verwahrte sich Severin erregt.

„Ist es denn etwas anderes! Ja, wenn die Rogaller-Werke die Waffenschmiede Ihres Heimatlandes wären, wenn sie nur dem Staate in die Hand geben, was sie produzieren, nicht nach Wunsch und Willen einem x-beliebigen Revolutionär, der Geld genug hat, sie zu bezahlen. Ja, wenn das wäre, daß das Unternehmen nur ... aber auch nur dem Staat dient! Wenn der Staat über die Waffen verfügt, wenn er bestimmt, wie sie Verwendung finden, dann ist gegen ihre Arbeit nichts einzuwenden! Wandeln Sie doch die Rogaller-Werke um! Zu einer Waffenschmiede Ihres Staates! Machen Sie den Krieg ... nicht zu einer reinen Geschäftsangelegenheit. Richard Rogaller geht den richtigen Weg! Er kann geändert werden. Die Rogaller-Werke sind so groß, daß sie, wenn sie sich umstellen ... eine Wandlung von größtem Ausmaße schaffen können! Wenn sie es tun, so wird es ein Signal für Ihre Regierung sein, einzugreifen und im Interesse der Menschheit endlich einmal eine Form zu finden, die unsagbar viel Grauen und Elend in der Welt vermeidet. Geschäft ist nicht alles! Was wissen Sie vom Grauen eines Krieges!"

„Haben Sie den Krieg mitgemacht?" fragte Severin erbittert. „Nein!" schrie der Geheimrat mit bebender Stimme. „Aber ... mir nahm der Krieg ... meine fünf Söhne! Hören Sie ... alle fünf! Kugeln, Granaten ... und Krankheit! Ich weiß es, was der Krieg bedeutet."

Severin zuckte zusammen.

„Und doch ist er eine Notwendigkeit!" sagte er schließlich.

„Ein bequemes Wort! Vielleicht haben Sie bedingt recht! Aber Krieg und Krieg ist ein Unterschied! Jene Kriege, die leichtfertig entzündet wurden, wo dynastische oder andere Privatinteressen, kaufmännisches Interesse auf dem Spiele standen ... jene Kriege müssen verschwinden! Ja, ich weiß ... es wird weiter Kriege geben! Aber ... nur dann, wenn ein Volk um seine Freiheit, um seine Lebensberechtigung ... und damit um seine Ehre kämpft! Dann ... aber nur dann ist kein Opfer zu groß, und dann wird das Volk den Krieg als die Notwendigkeit, als gerecht ansehen und sein Leben in die Schanze schlagen! Nur dann, Herr Direktor Severin!"

Die wuchtige Anklage des greisen Mannes traf Severin. Er war keines Wortes fähig.

„Man hat ... aber den Krieg als Geschäft entdeckt! Den höchsten Grad der Gemeinheit und Verworfenheit hat man damit erreicht. Um des Geschäftes willen gibt es Menschen, die Kriege wünschen ... ja, ich fürchte ... die sie vorbereiten! Und gegen die muß mit Feuer und Schwert vorgegangen werden, denn ... das Leben ist heilig! Das Leben ist die Göttlichkeit selber!"

Jules Severin wußte nichts mehr zu erwidern und ging.

* * *

Am nächsten Tage traf die große Garderobenkiste aus München ein. Sie wurde ausgepackt und nicht nur die Domspatzen, sondern alle Gäste nahmen lebhaften Anteil daran.

Eifrig wurden die Kostüme anprobiert, und sie paßten ausgezeichnet. Für jeden fand sich das rechte Kleid.

Auch bunte Lampions mit Lichtern waren in großer Anzahl dabei. Noten dazu und viel Notenpapier.

Die Domspatzen waren selig.

Jetzt war's vorbei mit dem freien, ungehinderten Spiel in Gottes Natur. Ein schönes, anderes Ziel winkte, und mit Begeisterung ging alles daran, es zu erreichen.

Auch Herr von Autenaar stellte sich dem Domkantor zur Verfügung.

Am Nachmittag traf die kleine Musikkapelle ein, und am

Montag,

gleichen Tage gab es noch ein kleines Konzert. Das heißt, es war schon dunkel als die Musikanten begannen und Mozarts unsterbliche kleine Nachtmusik erklingen ließen, die mit unbeschreiblicher Süße den dämmerigen Park erfüllte und durch alle Räume des Schlosses drang.

Unter den Gästen gab es nur eine Stimme, daß man nirgends schönere Ferien verleben könne, wie auf Luisenthal im Hotel der Domspatzen.

Alle beschlossen, bei dem Gartenfest auch im Kostüm zu erscheinen.

Jedenfalls ging es an diesem Tage sehr lebhaft zu.

Nur drei Menschen, eigentlich fünf, wenn man die kranke Frau Rogaller und Corinne hinzurechnet, nahmen an dem ganzen Treiben keinen Anteil. Ein klein wenig der alte, schweigsame Herr Hilligon, aber Alf Rogaller und Direktor Jules Severin ... sie hatten keinerlei Interesse für ihre Umwelt.

Direktor Severin hatte Alf alles berichtet.

„Wenn es diesem Kahr gelingt, Richard Rogaller durch eine Operation leidlich gesund zu machen, dann ... sieht es schlimm für unsere Werke aus. Unsere Prosperität ist zum Teufel! Der Geheimrat ist ein verteufelt ernst zu nehmender Gegner. Sein Vorschlag, die Rogaller-Werke quasi zur Waffenschmiede des Staates zu machen, ist besonders gefährlich. Ich weiß, daß die Regierung einem solchen Antrag ganz bestimmt nähertreten würde. Aber ... wo bleiben dann unsere Gewinne! Meine Zukunft ist genau so zum Teufel ... wie Ihre!"

„Dann muß etwas geschehen!" sagte Alf Rogaller nachlässig.

Jules Severin wurde aufmerksam.

„Was meinen Sie damit?"

„Abwarten, lieber Severin! Lassen Sie mich die verkorkste Angelegenheit in Ordnung bringen. Ja, verkorkst! Sie haben einen Fehler gemacht. Sie mußten ‚ja' sagen, die Umstellung scheinbar in die Wege leiten ... und dann konnte alles im Sande verlaufen."

„Aber das ging doch nicht! Sie kennen doch Frau Rogaller und Richard Rogaller."

„Frau Rogaller ist eine ausgesprochen passive Natur. Vielleicht war sie das nicht immer, aber das Zusammenleben mit William Rogaller hat sie dazu gemacht. Und Richard ... ist passiv durch seine Krankheit. Diese Passivität ist ihm nie wegzunehmen, wird nie durch eine aktive Art ersetzt werden. Scheinbar alles, in Wirklichkeit nichts tun! Das mußte Ihre Parole sein! Sie haben es falsch angefangen. Ich werde mit Richard sprechen. Und ich werde ihm alles versprechen. Ich werde ihm sagen, daß ich bereit bin, die Verhandlung mit der Regierung für ihn zu führen. — Solche Verhandlungen dauern natürlich lange, das wird er einsehen. Und sie können sich zerschlagen ... das muß er dann einsehen! Und schließlich ... warten wir ab, was aus der Operation wird. Professor Surin in Paris, ein hervorragender Hirnexperte, hat erklärt, daß die Operation unweigerlich zum Tode führen müsse, weil sie ohne eine starke Beschädigung der Hirnmasse nicht durchzuführen ist. Zum Tode ... vielleicht auch nur zum geistigen Tode. Ich weiß nicht, ob das letzte nicht noch schlimmer ist!"

* * *

Am nächsten Tage begannen die Domspatzen mit den Proben.

Die Rollen waren verteilt worden, und die Jungen, die Solopartien erhalten hatten, strahlten. Nur der Zach nicht.

Er sollte in Frauenkleidern herumhopsen.

Das erschien ihm entsetzlich. Obwohl er erst knapp elf Jahre alt war, empfand er es als einen Schlag gegen seine Männlichkeit, er kam sich degradiert vor. Unwürdig erschien es ihm, seine Natur sträubte sich dagegen.

Der Domkantor mußte lange mit ihm sprechen, bis er einsah, daß ein Spiel nicht das Leben selber ist.

Seufzend erklärte er sich bereit, es zu probieren.

Am Vormittag spielte der Kantor die ganze Oper auf dem Flügel durch. Die einzelnen Gesangspartien brachte er, so gut es ging, zum Vortrag, und die jungen Menschen hörten mit Begeisterung zu.

Das war ein musikalischer Ohrenschmaus. Der Mozart hätte seine Freude an dem Interpreten gehabt, wenn er noch gelebt hätte. Reine Musik, lautere Harmonie erfüllte das Musikzimmer.

Zur gleichen Stunde begann auch die kleine Kapelle zu proben. Und es war ein fröhlich Musizieren, das Luisenthal erfüllte und in allen Menschen eine beschwingte Stimmung schuf.

Nur Alf Rogaller spürte davon nichts, als er sich aufmachte, um Richard zu besuchen.

Der Geheimrat empfing ihn sehr mißtrauisch.

„Ich kann Sie nicht zu Richard lassen!" sagte Kahr unumwirsch. „Dieser ... Direktor Severin hat ihn fertiggemacht. Jetzt haben wir die Bescherung. Sein Zustand hatte sich so gebessert, aber jetzt sitzt er, ohne ein Wort zu sprechen, den ganzen Tag auf einem Fleck und stiert vor sich hin. Er erkennt mich kaum wieder."

„So sehr hat es sich verschlimmert?"

„Richard Rogallers Nerven sind doch nicht die eines gesunden Menschen. Kann ich ihm etwas ausrichten? Oder wollten Sie ... diesem Direktor Severin beistehen und Richard Rogaller auch überreden?"

„Nein. Ganz im Gegenteil! Ich sehe nicht ein, warum man Richards berechtigte Wünsche ..."

„... die eine sittliche Forderung darstellen!"

„Ja, Herr Geheimrat! Ich sehe nicht ein, warum man sie nicht erfüllen soll. Das muß man doch als anständiger Mensch."

„Gewiß, gewiß! Man müßte es! Aber ... Sie wissen ja, wie verwirrt unsere Welt jetzt ist. — Aber sagen Sie, wie kommt es, daß Sie so ausgezeichnet unsere Sprache beherrschen?"

„Ich beherrsche vier Sprachen, Herr Geheimrat. Deutsch wird jetzt drüben viel gelehrt. Am besten spricht ... Richard Ihre Sprache, Herr Geheimrat!"

„Ja. Und darüber staune ich immer wieder. So akzentlos."

„Er spricht beinahe besser Deutsch als Englisch. Seltsam, was? Und er hat früher nicht einmal Deutsch gelernt. Er meint, daß er die deutsche Sprache in der deutschen Gefangenschaft lernte."

„Ja, es mutet wie ein Wunder an!"

Sie unterhielten sich noch eine gute halbe Stunde, dann verabschiedete sich Alf Rogaller sehr liebenswürdig und ging.

Umsonst suchten seine Augen nach Frau Anna. Aber er konnte sie nirgends erblicken.

* * *

Eine Stunde später sprach der Geheimrat mit Richard.

„Sie haben einen guten Helfer gefunden!" sprach der Arzt zu dem Kranken.

Richard starrte ihn einen Augenblick verständnislos an.

„Einen ... Helfer?"

„Ja. Einer, der dafür sorgen will, daß die Rogaller-Werke nur für den Staat arbeiten sollen!"

Es dauerte eine ganze Weile, bis Richard begriffen hatte. Dann ging ein Zug der Freude über sein gequältes Gesicht und lockerte es auf.

„Wirklich? Und ... wer?"

„Ihr Vetter, Alf Rogaller!"

Richard stutzte und schüttelte den Kopf. „Alf? Nein, Herr Geheimrat! Er wartet ja drauf, daß ich sterbe! Glauben Sie es mir! Er ist freundlich nach außen hin ... und er wartet doch nur auf meinen Tod! Er wirft ihm die Rogaller-Millionen in den Schoß. Alf hat kein Herz! Wenn er das gesagt hat, dann lügt er, dann will er mich und Sie täuschen!"

„Irren Sie sich wirklich nicht?" fragte Kahr betroffen.

„Nein! ... Und ... ich weiß, was ich tue! Ich ... ich spreche mit meiner Mutter! Würden Sie meine Mutter zu mir bitten?"

„Das kann gern geschehen!"

„Sie ... soll das in die Wege leiten ... was Ihnen Alf vorgeschlagen hat! Sie meint es ehrlich!"

* * *

(Fortsetzung folgt)

Gib's deinem Napoleon!

Anekdote von Friedrich Rießner

Um die Zeit, da der von Franzosen Gnaden gekrönte König von Bayern Soldaten für Napoleons Feldzug gegen Rußland ausheben ließ, geschah es in Ingolstadt, daß einer armen Bauerswitwe, die ihre paar Tagwerk Ackergrund vor Krankheit und Altersschwäche selbst nicht mehr bebauen konnte, der einzige Sohn zum Heeresdienst weggenommen werden sollte. Als der Bürgermeister ihr das Aufgebotschreiben vorgelesen hatte, schüttelte die Alte den Kopf: Nein! Für die Franzosen gebe sie ihr einziges Kind nicht her. Gegen den Feind, wenn der ins Land käme: Ja! Aber für die Franzosen? Nein! Und wenn es der König höchstpersönlich von ihr verlangen sollte. Nein! Niemals!

„Mach keine dummen Geschichten", meinte der Bürgermeister, „denn dein Altweibertrotz hilft dir doch nichts. Wenn der König deinen Sohn für den Krieg gegen die Russen braucht ..."

Aber da war die Bäuerin schon zur Tür hinaus und hinüber zum Lehrer: „Schreib mir eine Bitt'!" bat sie ihn und wischte sich mit ihrer gichtknochigen Hand die nassen Augen:

„An wen denn?" fragte der Lehrer.

„An den König von Bayern, er soll mir meinen Sohn dalassen."

„Aber überleg doch!" begann der Lehrer und lächelte.

„Hab mir's überlegt", fiel ihm die Alte ins Wort.

Der Lehrer spitzte seine Feder. Wenn die Alte darauf bestand, gut. Sauber und mit herrlichen Schnörkeln verziert, schrieb er die Bitte der Alten aufs Papier. Und der Namenszug der Witwe darunter sah aus, als ob ein aus dem Tintenfaß mühselig sich gerettetes Insekt über das Papier gelaufen wäre.

Wie es aber so geht im Leben, daß die Bittzettel alter Mütter nicht immer bis zur richtigen Stelle kommen: Kurz und bündig und mit der unleserlichen Unterschrift irgend eines Hofschranzen versehen, bekam die Bäuerin die blauversiegelte Antwort: Dem Gesuch könne unter keinen Umständen stattgegeben werden; ihr Sohn müsse einrücken! Ohne Widerruf, wie der König von Bayern es befohlen habe. Wenn sich der Bursche in spätestens vier Wochen nicht in Passau bei seinem Regiment melde, werde man ihn holen.

Wieder schüttelte die Alte den Kopf: Wenn die Menschen mit dem Unglück eines alten Weibes kein Einsehen hatten, so werde sie es sicherlich dort finden, wo es, ihres Glaubens, keine Fehlbitten gebe. Und sie warf sich in der Kirche auf die Knie vor der Maria mit dem Jesuskinde im Arm, derselben, die der König vor seiner Krönung gestiftet hatte und die über dem rot ausgeschlagenen Altartische schwebend, von silbernem Kerzenlicht umstrahlt, mit gnadenseligem Lächeln niederschaute: „Hilf, heilige Maria! Der König will mir mein Kind für die Franzosen wegnehmen!" Früh und abends, Tag für Tag, Woche für Woche hob sie die welken Hände zur inbrünstigen Bitte: „Die du doch selber einen Sohn auf dem Arm trägst, hilf mir, Mutter Gottes!"

Als die Frist zu Ende ging, am letzten Tage, früh morgens, lief die Nachricht durch die Straßen, ein Teil des neugeworbenen Heeres werde durch die Stadt ziehen, an der Spitze der König, der in der Kirche vor dem Gnadenbild, an dem er mit besonderer Liebe hing, für sich und seine Soldaten noch eine Messe beten lassen werde, ehe er nach Passau weiterreise.

Die Bürger bestreuten die Straße, durch die der König reiten werde, mit Gras, legten Tücher und Fahnen vor die Fenster. Schon krachten die ersten Salutschüsse, als die Witwe, von ihrem Sohn geführt, von der Kirche her über den Marktplatz humpelte. Dort standen die ersten Reiter, lockerten eben die Sattelgurten und ließen ihre Pferde aus dem Brunnen saufen. Wie aber die beiden schnell in eine Seitengasse einbiegen wollten, um dem auffahrenden Fuhrtroß auszuweichen, vertraten ihnen zwei Füsiliere plötzlich den Weg:

Ob sie die Witwe sei, die ihr verhätscheltes Muttersöhnchen dem König vorenthalten wolle?

Die Bäuerin schlang erschreckt die Arme schützend um ihren Sohn. Aber da schob sie schon einer der Soldaten zur Seite: Zum Abschiednehmen hätte sie in den vergangenen Wochen Zeit genug gehabt. Der Bursche müsse jetzt mit ihnen, auf der Stelle, ohne Verzug und Geheul. Und die Füsiliere faßten ihn unter die Arme und zogen ihn fort, um die Ecke, mit dem bunten Haufen, der nach Passau marschierte.

Die Verlassene torkelte, so schnell ihre kranken Beine sie tragen konnten, noch eine Weile hinter den lachenden Soldaten her, indessen draußen vor dem Brückenkopf die Trompeten den Einzug des Königs ankündigten, dann aber, als sie ihr Kind in dem wilden Trubel aus den Augen verloren hatte, zurück zur Kirche, zu dem Gnadenbild; nun aber nicht mehr mit bittend erhobenen Händen und nicht kniend, wie vordem, sondern mit geballten Fäusten und zitternd vor Zorn; dann reckte sie sich und streckte sich, und riß der Mutter Gottes das Jesuskind aus dem Arm.

Doch hatte sie es noch nicht unter der Schürze versteckt, um es davonzutragen, als eben der König, der ein neues, goldgesticktes Mäntelchen aus blauer Seide für die Maria als Geschenk bei sich hatte, zusammen mit den Offizieren die Kirche betrat. Sie faßten die Diebin am Arm, aber so fest dies auch geschah, ihre Finger hielten unter der Schürze das Kind umklammert. Und so stand sie nun vor dem König.

Der fragte sie, ob sie vom Teufel besessen sei, weil sie das Jesuskind stehlen wolle?

Da zog sie das Kind unter der Schürze hervor und hielt es dem König hin: „Nimm's", rief sie, „und gib's deinem Napoleon!" Und mit zornigem Blick auf das Gnadenbild über dem Altar: „Daß sie fühlt, wie es tut, wenn man sein einziges Kind den Franzosen geben muß!"

Den König traf die Antwort ins Herz, daß er den Sohn freigab.

Wer zuletzt lacht ...

Schwank von Werner vom Hofe

Nichts ist wohl so von einem Hauch beschaulicher Ruhe umweht wie eine Mühle. Gleich nun, ob die Wasser ihr zu Diensten sind, oder ob der Wind seinen Atem hergibt, um ihr die Flügel zu bewegen. Und auch jegliche Arbeit, die ihr von der Hand geht, läuft ohne Hast ihren Weg.

Daß darum auch der Windmüller in Rohrbeek, wie die meisten seines Standes, voller Zufriedenheit war, nicht nur darum, weil das Müllergeschäft zu allen Zeiten seinen Mann ernährt hat, sondern weil die stille Beschaulichkeit seiner Mühle auch ihn mit ihren sanften Schatten bewarf, ist wohl kaum verwunderlich. Höchstens könnte auch noch des Erwähnens wert sein, daß Gottes Wind sein allen Ewigkeiten über die Erde gestrichen ist und darum den Windmüller niemals die Sorge greifen könnte, der Wind möchte eines Tages den Dienst kündigen und die Flügel, Flügel sein lassen. Solcher Gedanken konnte sich der Windmüller darum sehr wohl wehren und dafür anderen Raum geben, die seiner eigenen Fröhlichkeit dienten oder auch der seiner Mitmenschen. Was wiederum ihm selbst zum Segen wurde, weil es doch heißt, daß geteilte Freude, doppelte Freude ist. Daß er hier und da auch die kleinen Aergernisse der lieben Nächsten sich zunutze machte, um in den Besitz von Freude zu gelangen, die man gemeinhin Schadenfreude nennt, war ihm nicht weiter zu verübeln, sucht doch jeglicher von uns allen Dingen des Lebens neue Reize abzugewinnen.

Eines Tages nun waren die Stunden in eintöniger Gleichmäßigkeit verlaufen, und der Windmüller lag, mißmutig ob dieser langweiligen Ruhe, in seinem Fenster. Selbst die summende und leise knarrende Melodie der sich hurtig drehenden Flügel seiner Mühle vermochte ihn nicht zu erheitern. Da sah